

Deutschbünden

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **41 (1946)**

Heft 1: **Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173267>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schwamm (Pilz), na (noch), nanig, nu (nur), lisme, Lismer (Pullover), büeze, strëele, Schlyffschue, Imbli, Bylihung — und tausend anderer.

Denn nur durch das Schweizerbürgerrecht ist man noch lange nicht sowieso ein guter Eidgenosse, man muß sich täglich auch darum bemühen, selbst in sprachlichen Dingen!

Th. E. Blatter.

Deutschbünden

Graubünden hat eine lebendige romanische Sprachbewegung, die ganz eigentlich eine Wiedergeburt der schönen, rätoromanischen Kultur bedeutet. Wir beglückwünschen sie. Im gleichen Graubünden verwildert, serbelt und stirbt das deutschbündnerische Sprachbewußtsein.

Es gibt keine deutschbündnerische Dialektdichtung. Georg Fient, der mit dem Studafridli seiner «lustig Gschichtenä» einst den halben Kanton zum fröhlichen Lachen gebracht, ist der Jugend unbekannt. Josef Jörger, ein wirklicher Dichter und feiner Mundarterzähler — ich kann seine «Himmelfahrt des Kann-Allas» nicht genug bewundern — hat keine Nachfolger gefunden. Ein Deutschbündner Theater wollte nicht erstehen. Meine Churer «Tanzgamedi usm 18. Jahrhundert» — einmal das Entzücken von Otto v. Greyerz und A. Attenhofer — ist bühnentechnisch verfehlt und darum für Aufführungen ungeeignet; Eva Nadigs «Ruef in d'Hauptstadt», ein sauberes Stück, wird aus unbekannten Gründen übersehen, und Johann Benedikt Jörgers dramatische Dialektsachen konnten bis jetzt das Land auch nicht erobern. Deutschbündner Lyrik? Weder Nägeli noch Rosmarin, weder Mannsschild noch Ehrenpreis! Kein einziges Gedicht, das Bestand gehabt hätte. Lieber steckt sich der Deutschbündner an Tiroler Gamsbart auf den Filz! Also auch kein Lied, das erklänge, Echo weckte und die Herzen erhöhe. Das sagt doch allerhand, wie die Kantonsräte «schlußendlich» sagen. Es ist darum begreiflich, daß man weit herum im Schweizerland unter Graubünden ganz einfach Romanischbünden versteht. Dies ganz sachlich und ohne den leisesten Neid festgestellt.

Aber nun die Erklärung für solche Stagnation in Deutschbünden? Der zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, weit auszuholen und überzeugend auszuführen, wie die schwierige wirtschaftliche Lage unseres Bergkantons die kulturellen Bestrebungen ganz allgemein erschwert. So seien nur die ganz deutlich sichtbaren Gründe genannt. Der Deutschbündner pflegt seinen Dialekt nicht. In Versammlungen, Behörden, Kommissionen und Kommissiönchen wird hochdeutsch gesprochen, was mit Rücksicht auf romanisch- und italienischsprachige Bündner begreiflich und Regel geworden ist. So bleibt der Dialekt auf die private Sphäre beschränkt. Für Haus und Gasse ist er gerade gut genug. Infolgedessen hat man sich daran gewöhnt, seine Bedeutung zu übersehen. «Die Schule soll möglichst bald das Hochdeutsche kultivieren, vom ersten Schultag an» verlangte ein Lehrer vor nicht allzu langer Zeit! Zwar schreibt der kantonale Lehrplan unmißverständlich vor, die Hochsprache auf die Muttersprache aufzubauen, vom Dialekt auszugehen; aber die

Schulbehörden — bis hinauf zur kantonalen Erziehungskommission — sind anderer Meinung. «Möglichst früh und rasch schriftdeutsch», heißt die Forderung. Eine systematische Dialektpflege kennt also unsere Volksschule nicht, kennt, zugegeben, auch unser Seminar nicht. Unser Lehrseminar hat deutsch-, romanisch- und italienischsprachige Schüler. Wie soll da die Übungsschule, das Exerzierfeld für die Schulpraxis, lang im grünen Klee des Dialektes Blumenkränzlein winden? Aber halt! Das ganze Problem soll doch nächstens in einem Lehrerkurse zur Sprache und Klärung kommen. Auch die wissenschaftliche Dialektforschung darf natürlich nicht übersehen werden.

Weil man den Dialekt so wenig schätzt, seine Kraft, Anschaulichkeit, seinen Beziehungsreichtum und seine Herzenswärme so leichthin überschaut, ist es denn auch keine Ausnahme, daß eine stockdeutsche Gemeinde etwa einen romanischen Lehrer für ihre Unterschule sucht, der dann natürlich keine Beziehung zum deutschen Dialekt hat, sich rasch und fremd vorüber treibt und möglichst bald die hochdeutsche Sprache zu fördern sich bemüht.

Schwierig ist die Frage in Bündner Gegenden, die weder deutsch, noch romanisch sind. Damit kein Mißverständnis aufkomme, sei gesagt, daß wir Dialektpflege nur wirklich urchigen Deutschbündner Gegenden zumuten. Aber eben! Wir müßten noch zu viele davon überzeugen, welchen Segen das bedeutete, für Sprache, Geist und Seele. Dazu fehlt hier der Raum. Bevor aber die Einsicht nicht da ist, kann keine Besserung erwartet werden. Der Geist weht, wo er will.

Es gibt Gesellschaften, die sich des Romanischen mit Eifer, Ernst, Liebe und Erfolg annehmen. Sie seien gepriesen. Aber es gibt keine, die das Deutschbündnerische betreuen. Wo aber könnte sie noch behütet, gepflegt und gefördert werden, die gute deutsche Sprache in ihrer Mannigfaltigkeit, wenn nicht in Schweizer Gauen! Dann aber muß sie eben Muttersprache sein und die Kraft des Lebendigen, des heimlichen Waldbrunnens, haben.

Martin Schmid.

Über die Mundart-Fibel

Der Lehrplan der Volksschule des Kantons Zürich schreibt vor: «Der Unterricht in der deutschen Sprache . . . geht von der Mundart aus und nimmt in allen Klassen, wo das Verständnis es erfordert, besonders in den untern Klassen entsprechend Bezug auf die Mundart.» Das Gebot ist also eindeutig: der Lehrer, der seine Schüler «zum Verständnis und richtigen Gebrauch der Muttersprache» anzuleiten hat, kommt im ersten Lese- und Schreibunterricht ohne Mundartfibel nicht aus. — Wie wird nun dieser Vorschrift nachgelebt? Im Kanton Zürich überhaupt nicht! Ja, als wir uns einer selbstentworfenen Mundartfibel bedienten, erreichte uns ein Erlaß des Schulamtes der Stadt Zürich: «Die Verwendung von Mundartfibeln kann . . . bei aller Sympathie, die der Förderung der Mundart entgegengebracht wird, nicht gestattet werden.» (Als Lehrmittel gelten die beiden schweizerischen Fibeln, beide hochdeutsch, die eine den analytischen, die andere den synthetischen Lehrgang